

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 1.

Donnerstag den 1. Januar 1903.

18. Jahrgang.



Haarfarbe und Rassen in Deutschland.

Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie hat über die Verteilung des blonden und brünetten Typus im Reiche genaue statistische Erhebungen machen lassen, deren Resultate insofern höchst interessant sind, als sie merkwürdige Rückschlüsse auf die Art der Bevölkerung unseres Landes gestatten. Als Prüfungsmaterial diente die Schuljugend Deutschlands, und zwar rechnet man zu den Blondinen die Kinder, welche blaue Augen, helle Haare und einen hellen Teint besitzen, während dunkle Augen, dunkles Haar und eine dunkle Gesichtsfarbe als kennzeichnende Merkmale der brünetten Art galten. Das diesen reinen Formen nicht entsprach, ward als Mischform betrachtet, wie z. B. Kinder mit braunen Augen und hellem Haar und heller Haut oder umgekehrt Blaudäugige mit dunklem Haar und Teint. Nahezu 6 Millionen Schulkinder wurden in Blönde, brünette und Mischformen klassifiziert, und es ergab sich, daß im Deutschen Reiche der blonde Typus 31,8 Prozent, der brünette Typus 14 Prozent und die Mischformen 54,2 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. In einzelnen Teilen des Landes überwiegt das blonde Element jedoch das brünette in weit höherem Grade, wie z. B. in einem Teile des Großherzogtums Oldenburg, wo nur 4 Prozent Brünette angetroffen wurden. In einem Teile der bayerischen Oberpfalz fanden sich dagegen nur 9 Prozent Blönde. Schleißstadt im Elsaß wies sogar 21 Prozent Brünette auf. Im Süden und Südwesten des Reiches macht sich die Vermischung mit den brünetten Romanen entschieden geltend.

Was die Technik bringt.

Neue hauswirtschaftliche Maschinen.

Durch ein soeben erteiltes Patent ist eine Vorrichtung zum Reinigen von Tellern und dergl. geschützt, bei welcher die Geschirre gemeinschaftlich innerhalb eines Behälters in einer schraubenförmigen Bewegung einem Wasserströme entgegengeführt werden. Das oberste Geschirr wird hierauf jedesmal vermittelst einer Auswurfvorrichtung über eine Brücke in einen zweiten Behälter befördert, in welchem es gereinigt mit den nachfolgenden Geschirren nach unten sinkt. Während des Laufes über die Brücke werden die Geschirre von unten abgespült. Gegenstand eines anderen neuen Patentes ist eine Messerputzmaschine. Bei dieser werden die zu putzenden Messer in größerer Anzahl zwischen eine Fuhlwalze und einen in gleichem Sinne wie diese drehbaren Zylinder eingeführt. Hierbei werden sie von Scheiben gehalten, welche mit Einstechschliffen versehen sind.

Hart-Spiritus.

Bekanntlich wird nach dem zuerst angewendeten Verfahren der Spiritus dadurch erhärtet, daß ihm gewisse Mengen von Seife und Lack zugefügt werden. Diese Mischung hat aber den Nachteil, daß bei der Erwärmung, d. h. beim Verbrennen des Spiritus die zugesetzte Seife flüssig wird und dann leicht verschüttet werden kann. Dieser Uebelstand macht sich um so fühlbarer, als der Hartspiritus gerade für solche Verhältnisse, wie z. B. für die Fahrt auf der Eisenbahn, für die Jagd und dergl. mehr, bestimmt ist, wo nicht gerade immer ein festes und sicheres Aufstellen des Brennapparates möglich ist. Nach einem soeben erteilten Patent wird der Uebelstand des Flüssigwerdens beim Erwärmen bezw. Entzünden des Hartspiritus dadurch vermieden, daß man ihn aus einer Lösung von Cellulose-Acetat in Alkohol herstellt. Dieser Hartspiritus verbrennt langsam und gleichmäßig, ohne zu schmelzen.

Aus Tagebuchblättern

von
Adolf Fichler.

Das Leben macht uns oft weniger für unsere Taten als für unser Wesen verantwortlich.

Gehöre nicht dem Tag, doch lebe und liebe ihn.

„Ein Ehestand ohne Sorgen ist kein Ehestand!“ — hörte ich heut ein altes Mütterchen sagen.

Das Beste ist, daß wir von einem Lebensalter zum andern vergehen, was wir gewesen sind.

Es ist tragisch, wenn sich ein Mensch berufen glaubt, eine Aufgabe zu lösen, die nur der ganzen Menschheit gestellt wurde.

Gegen die bittersten Weiden des Lebens sichert uns nur die Berzichteistung auf seine süßesten Freuden.

Es gibt Freuden, die manchen Klümen gleich nur auf Klümen gefunden werden können.



Messerputzmaschinen,
sowie alle Haushaltungsmaschinen
schleift und repariert schnell und billig
Ph. Krämer,
2809 Wiesergasse 3, Hof 1.
Erlaubt alle Reparaturen.

Trauringe

Gold- u. Silberwaaren

empfehlen das Etagegeschäft von

Fritz Lehmann, Juwelier.

Rein Laden.

Langgasse 3, 1. Etage,
an der Marktstraße.

Rein Laden.

Säuglingen,

die künstlich ernährt werden, gebe man nur Kindermilch mit Zusatz von

Milchzucker

(ein wichtiger Bestandteil der Muttermilch.) Garantiert chem. reine frische Waare — das Pfund Mk. 1.— 3875

Chr. Tauber, Drogenhandlung.
Kirchgasse 6. Tel 717.

Alte Emaille- und Porzellanarbeiten

werden neu emaillet.

Wiesbadener Emaillewerk,

Mauergasse 12. Rehgasse 3
NB. Best. durch Postkarte werden die Geschirre abgeholt. 4013

Rechts-Consulent Arnold,

für alle Sachen Bureau: Schwalbacherstraße 5, I. 5143
Sprechst. 9—12½, 3½—6½, Sonntags 10—12 Uhr.

25-jährige Tätigkeit in Rechtsachen.

Desinfektionen

von
**Kranken- und Sterbezimmern,
Wohnräumen etc.**

nach den neuesten, wissenschaftlich erprobten Verfahren mittelst Glycolformol oder Formalin, wobei alle Gegenstände in den Zimmern belassen werden können und mit desinfiziert werden, ohne Schaden zu leiden, werden ausgeführt durch

P. A. Stoss, Medecin.-Waarenhaus,
Lammstraße 2.

P. S. Bei Wohnungswechsel empfiehlt

sich vor dem Beginn bewohnter Räume zur Sicherung gegen Uebertragung ansteckender Krankheiten, sowie zur gründlichen Vertilgung aller Ungeziefer eine gründliche Desinfektion. 354

Achtung!

Prima reine Zuchtentöcher

empfehlen

Georg Eichmann,
Zamen, Vogel- und Vogelfutterhandlung,
2 Mauergasse 2.

Bienen-Honig.

(garantiert rein)

des Bienenzüchter-Vereins für Wiesbaden und Umgegend.

Jedes Glas ist mit der „Bienenplombe“ versehen.

Einige Verkaufsstellen in Wiesbaden bei Kaufmann Peter Gunt, am Markt; in Dieblich bei Hof-Conditor E. Nachenheimer, Rheinstraße

Hafer-Nähr-Cacao

nach einem besonderen Verfahren aus nur bestem Rohmaterial (einer der edelsten sanitären Cacao-Sorten in Verbindung mit Hafer) dargestellt. In dieser erprobten Zusammensetzung wird die in manchen Fällen schwere Verdaulichkeit des reinen Cacao-Pulvers paralysiert und dem Magen in leicht assimilierbarer Form Nährstoffe zugeführt, die für die Aufrechterhaltung und den Aufbau des menschlichen Organismus in erster Linie wirksam sind.

Hafer-Cacao leistet deshalb nicht nur Kindern, Magenleidenden, Reconvalescenten, schwächlichen und blutarmen Personen vorzügliche Dienste, sondern kann auch mit Recht Jedermann als ein vorzügliches tägliches Nahrungsmittel und Genussmittel und entschieden als das beste Frühstück bei Verdauungs-Schwäche, chronischen Magen- und Darmkatarrh empfohlen werden.

Preis pro Pfd. Mk. 1.20, bei Abnahme von 5 Pfd.

Mk. 1.10 pro Pfd. 3874

Chr. Tauber,

Kirchgasse 6. Telefon 717.

Freitag

großer Fischverkauf.

Freisch vom Fang in guter Verpackung.

Feinsten Nordsee-Schellfisch	Feinsten Nordsee-Cablian
je nach Größe 18 — 45 Pf. im Auschnitt	50 Pf.
ff. Seehecht im Ganzen 35 „ „	ff. Rothzungen (Lamandes) je nach Größe 50 — 70 Pf.
ff. Schollen 30 — 35 „ „	ff. Merlans 30 — 35 „
	ff. Flushecht 80 „

ferner empfehle: Neue Bismarckheringe, Rostmops, Auh. Cardinen, ff. geräuch. Lachs, Kieler Sprotten, Rindlinge und Glundern sowie achten Nürnberger Schinkenmausalat, neues Sauerbrant, Salz und Essiggurken.

Gebadene Fische.

Alles in prima frischer Waare

E. Weber

4086 Luxemburgplatz. Telefon 2246.

Feinste junge

Maß-Gänse

per Pfund 68 Pf.

empfiehlt 6990 **Adolf Haybach,** Wellstr. 22. Telefon 2887.

Blinden-Anstalt

Waltmühlstr. 13.

empfehlen die Arbeiten ihrer Jüglinge und Arbeiter:

Körbe jeder Art und Größe, Bürstenwaaren, als: Besen, Schrubber, Abseife- und Wurzelbürsten, Anstricher, Kleider- und Tischbürsten etc., ferner: Fußmatten, Klopfer, Strohflechte etc.

Rohstoffe werden schnell und billig neugeflochten, Korbe-Reparaturen gleich und gut ausgeführt.

Auf Wunsch werden die Sachen abgeholt und wieder zurückgebracht. 659

Blinden-Heim

Emserstr. 51.



Wenn schon bei den Kindern mit einer vernünftigen Hautpflege begonnen wird, dann kann man auch sicher sein, daß selbst im hohen Alter keine Kahlköpfigkeit eintritt. Nimmt man dazu noch ein Haarwasser, welches die Haare weich und glänzend macht, kein Fett an der Kopfschuppe hinterläßt und im Verein mit einer anregenden Frische die Kopfhaut zu neuem Wachsthum anregt, wie man solches beim Gebrauch des von allen Kreisen der Bevölkerung allgemein geschätzten und beliebten „Javol“ erreicht, dann hat man sicher in Bezug auf rationelle Haarpflege nichts unterlassen. Darum herrscht auch nur eine Stimme des Lobes über die Solidität und Vertrauenswürdigkeit des so ungemein erfrischenden und angenehmen Haarwassers „Javol“ und die berühmtesten Sterne der Kunstwelt, sowie viele hervorragende Kerze haben sich in der denkbar günstigsten Weise über dies glänzend bewährte Kosmetikum ausgesprochen. Es giebt eben kein Ersatzmittel für „Javol“.

Das im Gebrauch so angenehme, wohlriechende „Javol“ ist in allen feineren Parfümerie-, Drogerie- und Coiffeurgeschäften, auch in vielen Apotheken erhältlich. Preis pro Flasche Mk. 2.—, Doppelflasche Mk. 3.50.

Ein Arzt schreibt: „Der alte Dingen ist „Javol“ ein unvergleichliches Kopfputzmittel. Man sieht sich ordentlich wohl unter der angenehmen Verwendung Ihres Haarwassers auf die Kopfhaut.“

Das Haar- und Kopfputzmittel „Javol“ auch den Haarmägen Kindern. Es werde nicht verlesen, „Javol“ sehr zu empfehlen. St., 27. 7. 1901. Dr. P., prakt. Arzt.

Ziehung am 15. Januar 1903.

Badische

XI. Pferde-Lotterie

5063 Gewinne. Gesamtwert Mark

100 000

darunter 1 à 15,000, 10,000, 5000,

3000, 2000, 5 à 1000, 50 à 600 M. etc.

Der Verkauf der Gew. ist mit 70% garantiert.

Loose à 1 M., 11—10 M., Porto und Liste 20 Pfg. empfiehlt und versendet gegen Coupons, Briefmarken oder unter Nachnahme

Carl Heintze, Berlin W., Unter den Linden 3.



Wiesbaden: Apoth. A. Berling, Drogerie. E. Noehms, Drogerie. F. H. Müller, Ringdrogerie, Bismarckring 51. Apoth. C. Portzehl, Germania-Drogerie, Rheinstraße 55. Sanitas-Drogerie Apotheker A. Haysencomp. Louis Schild, Drogerie, Langgasse 3. 6091



Nr. 1.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 1. Januar

1903.

Spielteufel.

Realistischer Roman von Alfred Friedmann.



(Nachdruck verboten.)

„Das wäre ja das reine Fischlein deck dich!“ seufzte Georg träumerisch. „Nicht malen zu müssen, nur zu malen, wenn man Lust und Stimmung hat. Das wäre golden!“

„Kann man denn das Spiel lernen?“ fragte Georg nach einer Traumweile. Er wußte zwar, daß man es nicht könne, aber der schlaue Grieche, vielleicht gar ein Nachkomme des listenkundigen Odysseus, hatte wohl doch ein System.

„Lernen! Nur zwanzig, ja, nur fünf Franken muß man haben und man kann die Bank sprengen!“

Georg zitterte. Man hatte in Berlin von solchen Dingen auch schon gehört, gelesen und im Salon und auf der Bierbank gesprochen. Aber nun war er so nahe, er fuhr durch paradiesische Landschaft dem Eldorado entgegen; jetzt ging ihn all das etwas an, betraf ihn — wie ein Erlebnis.

„Und spielen Sie leidenschaftlich?“ fragte Georg weiter.

„Ja und nein! Seitdem ich Vaterland und Dessenlichkeit gelassen, ist das Spiel meine einzige Leidenschaft. Sie ist besser, als die zum Weibe. Doch ich weiß mich zu beherrschen, und wenn ich genug gewonnen habe, um wieder für Monate sorglos zu leben, zu besitzen — ziehe ich ab. Aber wenn Sie spielen wollen, so setzen Sie immer le douze premiers, oder douze derniers!“

„Was heißt das?“

„Enfant!“ machte der Grieche. „Die Bank gibt Ihnen sechs- unddreißig Nummern, 1 bis 36, dann noch Zero oder 0, Null zu besetzen. Legen Sie Ihr Goldstück auf, sagen wir 15, und diese Nummer kommt heraus, so erhalten Sie 36 Goldstücke zu dem Ihren. Setzen Sie auf die 12 ersten Zahlen, oder die 12 letzten, so haben Sie nur immer 24 Chancen gegen sich, und das ist das Beste; Sie bekommen im Gewinnfalle das vier- oder fünffache. Fällt die Kugel auf 0, so verliert jeder Spieler, der dieses tabballistische Zeichen nicht belegt hat; der Zero-Spieler erhält wieder das sechsunddreißigfache. Aber all das können Sie nur aus der Praxis herausfinden. Nur lassen Sie sich das Spiel nicht zum Weibe werden. Beide sind Gifte, welche den ganzen Körper korrodieren, wenn man von ihnen, wie vom Alkohol, zu viel nimmt.“

„Es liegt ganz und garnicht in meinem Charakter!“

„Aber man kann viel in den Charakter legen!“ sagte Dionisio bedeutend.

Sie waren etwa 6 Stunden lang die herrliche Corniche entlang gefahren, hatten das blaue Meer, Schneeberge, Zitronen- und Orangenwälder gesehen oder durchflogen, die kolossalen indischen Feigenbäume und blühenden Niesentakteen bewundert und auch einige rauchige Tunnel mit in den Kauf genommen. Und nun sahen sie den Fels von Monaco, scheinbar unersteigbar, klar abgegrenzt in das tiefe Blau des Meeres und das Lichtere des südlichen Himmels aus der See heraus und in die Luft hinauf ragen.

Georg stieß einen Ruf des Erstaunens aus.

Hinten erhoben sich himmelwärts nackte, rosa und violett gefärbte Felsen, daran klebte das weiße, neue Hotel de Turbia, dicht

neben dem alten Turm, der im Romjahr 749 und 14 vor Christi dem Cäsar Augustus, dem Sieger über 47 Völkerschaften vom adriatischen bis zum tyrrhenischen Meer wohnend, gekrönt worden.

Foruz, sagt Dio Cassius, trophaeum ferens in alpihus impo- situs est.

Eine 22 Fuß hohe Statue des Augustus krönte einst den nun zerfallenen Turm.

Dante sagt von dieser Stelle:

Wir kamen hin, von wo man aufwärts steigt.

Dort oben ist der Fels so steil gelegen,

Daß sich kein Raum zu einem Tritte zeigt.

Der rauheste von den öden Felsenwegen

Inmitten Perici und Turbia schneigt

Sich sanft und leicht, stellt man ihn dem entgegen.

Wie zauberisch lag im Halbkreise die verhängnisvolle Stadt — Monte Carlo. Das Kasino strebte mit seinen zwei Thürmen, palmenumgeben, in den azurnen Aether. Die Bucht, von dem monagaskischen Fels und der Spielerstadt eingeschlossen, von einem Schienenstrang beengt, beherbergte ein paar Luginsichten Notthilfs.

Das Kupfer des Schlosses glänzte goldgleichend in der Sonne.

Von der Fete du Chien und dem Quartier de la Con- führen die Straßen, nicht ganz mühelos zu besteigen, auf Hochplateau, immer von Terrassen für die Artillerie, die in Sa- dous „Rabagas“ Salven abgibt, unterbrochen.

Es ist der alte Portus Herculis. Hier soll Hercules mit dem Briganten Geryon gekämpft haben. Hier kämpft noch die ewige Leidenschaft mit den Briganten — Blanc — und seinen Croupiers. Das griechische Monitos — einsame Behausung — ward unter den Römern zum Monachos (Portus Herculis Monocci), das Mittelalter machte den Monachus mit herkulischer Kraft daraus und zwei Mönche halten jetzt das Wappen Monatos.

Bronzene Kanonen, von Ludwig XVI. seinen Prinzen geschenkt, bewachen den Fels vor ungeschehenen Feinden. Wohlgeordnete Kugelhäusen rosten im Staube.

Der Besucher schreitet von landschaftlichen Wundern zu steten Ueberraschungen; vom Meere an ist jeder Zoll wie dem Reiche Neptuns abgetroht und auf nackten Felsen hat die Kunst nuda das Geld der anglicklichen Spieler Gärten Armideus und der Semiramis aufgehängt. Ein Treibhaus ohne Glas und Rahmen! Die Aloe, der Rosenlorbeer, die Palma Christi, die Myrthe, die Feige, der Pfefferbaum ragen über einem altrömischen Grab und einen Meilenstein gleichen Alters; die Inschrift ist auch deutlich zu lesen und von der ausgleichenden Hand der Zeit verschont geblieben. Dann gingen sie an den Kaufläden des Boulevards de la Condamine vorbei und höher zur Terrasse des Kasinos.

Achthundzwanzigstes Kapitel.

„Gehen Sie heute nicht mit hinein in den Spielsaal!“ sagte Dionisio.

„Und warum?“ fragte Georg verwundert. Weshalb war er da?

„Ich will Ihr Glück sondiren. Geben Sie mir zwanzig Francs. So!“

Dionisio sah das Goldstück an.

„Sehen Sie, ich stecke es in diese Seitentasche. Wenn das Ding fort ist, dann spiele ich nicht mehr für Sie und dann bleiben Sie überhaupt davon!“

„Aber ich möchte mitgehen!“

„Trauen Sie mir nicht?!“ Ist es nicht schön auf der Terrasse? Beinahe Afrika. Sehen Sie sich mit Ihren Malerangen um, und — vertrauen Sie Dionisio Cartargi und seinem Glück.“

Er wandte sich und verschwand zwischen den Säulen im Vestibül des Casinos. Er ging nach dem maurischen Saal, den unwilligen Georg seinen Träumen von der zauberischen Landschaft überlassend. Diesen nahmen seine Sinne indes bald ganz gefangen.

Dionisio, der von äußerer wie innerer Eleganz war, gab seinen hellen Ueberrock und Stock, welcher einen Schirm und einen Degen enthielt, im Vorraum ab. Zuerst zog er nun das Goldstück Georgs aus dem Seitentäschchen und besah es.

Es war eine italienische Münze mit dem Bilde Viktor Emanuels.

„Die wäre sicher verloren!“ sagte er zu sich selbst und ließ sie in seine Hosentasche gleiten.

Er spielte prinzipiell nur mit Zwanzigfrancsstücken der Republique francaise. Er sammelte diese überall. Wie setzte er einen Louisdor, nie einen Napoleondor, nie ein italienisches Goldstück. Er verlor nie — weil er bald aufhörte.

„Indes“, führte er sein Selbstgespräch fort, „machen wir die Probe für Georg.“

Er drängte sich an den grünen Tisch heran, an dem Schönheit und Alter, Leidenschaft jeder Art, Neid, Haß, Mißgunst und Aufregung in den verschiedensten Masken und Kostümen Platz genommen hatten.

Es duftete nach allen Wohlgerüchen Arabiens, es roch nach Batschuli und toten Zigaretten, deren Leichen draußen im gelben Sande lagen, deren Seele aber noch auf den Lippen, in dem Obem der Moues und Cirren, schwebte. Dionisio Cartargi merkte von all dem ihm Bekannten und Vertrauten gar nichts.

Er setzte den Vittorio Emanuele, nachdem er die mystischen maurischen Arabesken der Wände und des Plafonds scharf angesehen, auf 34.

Das Kügelchen rollte.

„Fai es votre jeu, Messieurs. Le jeu est fait. Rien ne va plus!“

„Deux, impasse, pair et manquo.“

Fort war der Vittorio Emanuele.

Dionisio lächelte. „Dacht ich es doch“, murmelte er. „Paß de chance!“

Er nahm zwei seiner Goldstücke und setzte sie auf 14.

Dasselbe Spiel des Croupiers. Dann:

„Quatorze, pa-se, pair et manquo.“

Ohne mit einer Miene zu zucken, ließ Dionisio den Sah in seine Hände gleiten und verließ den Saal.

Draußen sagte er zu dem auf der Bank träumenden Georg: „Ihr seid 37 Louis. 740 Francs. Nun fahren wir nach Nizza — oder nein, wir wollen hier im Cafe de Paris frühstücken!“

Den verlorenen Louisdor erwähnte Cartargi nicht.

Georg sah ganz blöde aus.

„Und das ist mein!“

„Ehrlich gewonnen. Aber, Amico, mio, Sie haben kein Glück. Wenn Sie mir folgen, spielen Sie nicht!“

„Aber ich habe doch gewonnen!“

Dionisio schüttelte das Haupt.

„Lassen Sie es. Malen Sie lieber! Und nun, adieu!“

Von diesem Augenblicke an war es um die Ruhe Georgs geschehen. Der Spielteufel war nicht über ihn gekommen wie ein Blitz. Der Blitz, der ist, ist schon nicht mehr. Er war in ihn versenkt worden, wie das Saatkorn eines Giftbaumes, der ganz langsam, aber sicher emporsproßt.

Er frühstückte mit Dionisio Cartargi bei guter Laune und inmitten glänzender Umgebung und es wunderte keinen der beiden, daß sie bei Giro in den Galerien fünfzig bis sechzig Franken für eine Suppe, einen Fisch, ein Stück Fleisch und eine Flasche Burgunder zu zahlen hatten.

Als Georg Frau Eva zu Hause 500 Francs für die Haushaltung schenkte, mußte die Erfahrenere alsbald, daß sie einen kräftigeren Nebenbuhler als Dionisio Cartargi bekommen hatte.

„Versprich mir, nicht mehr hinzugehen, Georg!“ sagte sie. Er sah sie erstaunt an. Er hatte Dank erwartet.

„Das kann ich nicht! Uebrigens schwöre ich Dir, daß ich nicht gespielt habe!“ Ja — Spiel macht falsch.

„Wieso hast Du dann . . .“

„Cartargi spielte für mich und behauptete auch, ich hätte kein Glück.“

„Cartargi ist ein gefährlicher Mensch!“ sagte Eva nachdenklich. „Hoffentlich nicht für Dich, Eva! Mir hat er nur gutes gebracht und mich gewarnt!“

„Ich thue es auch! Ich weiß, wohin der Spielteufel führt!“

Georg sah Eva vorwurfsvoll an! Schon wieder die unliebsame Anspielung auf Gothländer, den der Maler mit aller Macht zu vergessen, zu überwinden suchte. Denn immer stand doch er zwischen ihnen. Er wollte aber milde sein.

„Wäre der Spielteufel nicht, — so hätte ich Dich nicht“, sagte er und schloß sie in seine Arme.

Die beiden Freunde malten wieder.

Georg beneidete Dionisio. Es gelang ihm alles so mühelos, es kam alles so unge sucht, von selbst. Und er gestand es jenem.

„Neid ist ein Unbding. Für ihn gibt es eine Strafe. Man sollte die Neider nur einmal Monate machen lassen, haben lassen, was sie an andere beneiden — ob sie es nicht auch satt bekämen!“

Und Dionisio lachte.

Aber sie lernten doch von einander.

Dionisio war korrekter in der Zeichnung und Georg gewandter, feirriger, leichtflüssiger. Seine Farbe ward die der Natur. Einmal sagte er zu Eva, er gehe ins Gebirge malen.

Und er zog mit einem Rucksack und allem Geräth aus.

Aber er hatte eine Höhle entdeckt, die von Pinien umstanden, mit altem Laub angefüllt, ein treffliches Versteck bot.

Dort lud er ab, zog einen besseren Rock an und fuhr ungeschön nach Monte Carlo.

Dionisio hatte so eine Spürnase. Er ahnte es.

Er speiste bei Frau Eva, und beide thaten, als ob sie Georg jeden Moment zurückwarteten. Aber er kam nicht.

Er hatte nicht so wie Dionisio sein ganzes Vermögen eingesteckt — und Dionisio konnte auf ein großes Erbtheil seines Vaters rechnen, war also nicht so strafbar — aber dennoch nahm Georg genug mit sich, um ein Jahr seiner Italiensfahrt zu riskiren.

Er kam sehr niedergeschlagen heim und — sein Bild hatte ihm unterwegs gelingen wollen.

Eva kannte diese Stimmung von Herrn Markus Gothländer her.

Sie brauchte keine große Psychologin zu sein, um hinter Georgs Gehirn zu sehen.

Aber zweimal wollte sie ein solches Hölleleben nicht mitmachen.

Nur hatte sie hier gar kein direktes Recht, drein zu reden.

Was sie mit in die Ehe gebracht, das hatten sie und ihr Paul längst aufgezehrt und sie lebte durch die Hand Georgs.

Sie versprach sich, mit Cartargi zu reden.

Das geschah auch, und dieser entgegnete auf die Vorstellungen Evas, daß er alles für solche blauen Augen und blonden Haare zu thun gewillt sei!

Das Ergebnis war, daß Cartargi mit Georg nach Monte Carlo fuhr und dieser mit dreitausend Francs heimkehrte.

Es war wieder für eine Weile Sonnenschein in Camogli.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein Abend, wie ihn Dante gesehen und beschrieben und wie er sich wiederholt, ob ihn dieses oder jenes Geschlecht begeistert oder achlos vorübergehen läßt:

Die Schiffer auf den Fahrzeugen im Meere sahen sehnsüchtig nach dem Lande, das sie kaum verlassen und das die Thron barg, denen sie Lebewohl gesagt, und von ferne, von ganz ferne, wie aus Afrika her, klang es wie von Glocken, die schienen den sterbenden Tag zu betheuern.

Die Schatten der Bergrücken von Portofino fielen über Camogli, dessen weiße Häuser von der über Genua in rothem Blute verathmenden Sonne mit Purpurschein übergossen wurden. Die Arbeit ruhte und hier und da ertönte das Lied eines nehlidenden Schiffers.

Draußen im Hause aber sahen zwei Menschen, die sich nicht mehr verstanden, wenn es je geschehen war.

Eva quälte Natalina, das dumme Dorfkind, welches garnicht wußte, wie ihr geschah. Sie sollte mit Georg im Einverständnis sein, während sie des Nachts in der Stille zu ihrem Eugenio Pepino schlief, der selbst noch ein Kind war und sich damit begnügte, ihre Flechten kunstgerecht umzubauen und dabei dahin oder dorthin zu küssen, wo sich gerade ein abgekehrter Nacken oder ein neckisch gebotener Mund treffen ließ.

Dagegen beschuldigte Georg Frau Eva, sie kokettire mit dem schönen Dionisio Cartargi. Dieser jedoch behandelte sie mit ausgefuchter kalter Höflichkeit, mehr ablehnend als zuvorkommend, und das verbroß wieder Eva, welche sich nur als begehrt und gefeiert kannte.

Fortsetzung folgt

Am Jahreswechsel.

Du hast vollendet, altes Jahr, jetzt Deine Pilgerreise,
Wir sangen noch soeben Dir bewegt die Abschiedsweise —
So mancher Schmerz, so manches Leid ward uns in Deinen
Stunden,

Doch hast Du auch der Freuden Kranz dazwischen uns gewunden
Für immer sei vergessen nun, was einst auf Deinen Wogen
Für uns an Schmerzen, Noth und Pein wohl kam einherge-
zogen.

In liebender Erinnerung soll's fortan immer klingen,
Was Du an Glück und Segen uns nur immer konntest bringen!

Jetzt grüßen wir Dich, neues Jahr, und Deinen jungen Morgen
Gleichviel, was auch in Deinem Schooß für uns Du trägst
verborgen —

Der Hoffnung Banner pflanzen wir froh auf an Deinem Thoren
Die Loosung: Muth und Zuversicht, wir haben sie erkoren —
In diesem Reichen treten wir Dir, neues Jahr, entgegen,
Vertrauens, daß Dein Stundenlauf uns sende reichsten Segen,
Daß schenken wirst Du unserm Thun des Glückes sonnig
Lächeln,

Daß unser'n Lebenspfad Du wirst mit mildem Hauch um-
fächeln!

Es sei im Flügelschlag der Zeit uns allen denn willkommen,
Was wir in Deinem Hauch thun, es möge stets uns frommen;
Der treuen Arbeit woltest Du verdienten Lohn stets geben,
Und immer förd're hilfreich Du das wahre edle Streben —
Laß alles Gute, Schöne hier auf Erden froh gedeihen;
Der Dulbung und der Liebe laß die Menschheit nur sich weihen;
Besonders sei in Deinem Lauf dem Vaterland beschieden
Stets Fortschritt, Wohlfahrt und zumal nach allen Seiten
Frieden!

Edgar Wallser.

Nachdruck verboten.

Die Sylvester-Glocke.

Neujahrnovelle von D. Elser.

„Ja, Kinder, weshalb die große Glocke in dem alten Thurm
unseres Schlosses die Sylvesterglocke heißt, will ich Euch wohl er-
zählen, wenn ihr einmal 10 Minuten still sein könnt“, sagte die
alte Gräfin Heinricha von Altenstein und blickte sich lächelnd in dem
Kreis der Kinder und Enkel um der sich zur Neujahrfeier um das
älteste Mitglied der Familie Altenstein versammelt hatte.

„Ach ja, Großmama, bitte, bitte, erzählen, erzählen! Wir wol-
len auch maulstumm sein!“

So klang es von den frischen Lippen und man drängte sich
näher um die alte Gräfin die in einem hohen Lehnstuhl neben
dem Kamin saß und in ihrem silberweißen Haar, dem schwarzen
Spitzenmüchchen deren schwarze Bänder das hübsche blasser Grei-
sinnengesicht so wirkungsvoll umrahmten, in der That wie die Ver-
körperung der alten Sagen und Märchen aus längstverschollener
Zeit auslief.

„Insbesondere bitte ich meine liebe, kleine Heinricha wohl acht
zu geben“, meinte mit einem kleinen schelmischen Lächeln die alte
Gräfin, „und auch unserem lieben Gast dem Herrn Rittmeister
von Welken — man kann aus meiner kleinen Erzählung manches
lernen.“

Heinricha, die achtzehnjährige Enkelin der Gräfin, erröthete
bis unter die blonden Stirnlöcher und wandte sich eiligst von
dem Rittmeister von Welken ab, mit dem sie in einem eifrigen
Gespräch begriffen war.

„Ehe Du Deine Erzählung anfängst, Mama?“ sagte Graf
Altenstein, der Sohn der Gräfin und Vater Heinrichas, „müssen
wir die Bowle noch einmal füllen“ —

Heinricha sprang auf, „Ich werde es besorgen, Papa“, rief sie
und ehe Papa Altenstein verhindern konnte, war sie aus dem
Saale verschwunden.

Die Großmama sah ihr lächelnd nach.

„Daß sie nur, Erich“, wandte sie sich an ihren Sohn, „Hei-
richa kennt meine Geschichte bereits. — Und nun hört die Geschichte
von der Sylvesterglocke.“

Draußen herrschte richtiges Neujahrswetter. Tiefer Schnee
bedeckte Wald und Feld und Schloß Altenstein mit seinem viel-
hundertjährigen Thurm und seinen Erkern und Zinnen, mit seinen
hellerleuchteten Fenstern, erhob sich wie ein wirkliches Zauber-
schloß aus der winterlichen Pracht. Ein wolkenloser Himmel wölbte
sich über ihm; blühend und funkelnd leuchteten die Sterne und
drunten im Thal erglänzten märchenhaft die Lichter des kleinen
Städtchens am Fuße des Schloßberges. Ein scharfer Ostwind

umsauste hier oben das Schloß und den alten Thurm, fing sich
in den Ecken und Winkeln und heulte in den Kaminen, um dann
seufzend die langen Korridore und engen Treppen des Schlosses
entlang zu schleichen.

Die richtige Sylvesternacht! Die richtige Nacht, um gemüth-
lich um den Kamin zu sitzen bei einer dampfenden Bowle; die
richtige Nacht, um den alten Schauer Geschichten, Sagen und Mär-
chen mit geheimen Gruseln zu lauschen und sich enger im Kreis
um das lodrende Kaminfeuer zusammen zu schließen.

„Ihr wißt“, hub die alte Gräfin an, „daß die große Glocke
in dem fast tausendjährigen Thurm die Sankt Sylvesterglocke
heißt und schon lange, lange Jahre nicht mehr geläutet wird.
Ober hat einer von Euch schon den Ton der Glocke vernommen?“

„Nein, Großmama!“ scholl es einmüthig zurück.

„Ja, selbst die ältesten Leute erinnern sich nicht mehr, ihren
Ton gehört zu haben. Nur ich, die ich nun schon achtzig Jahre alt
bin, habe die Glocke gehört — aber das ist lange, lange her, und
diejenigen, die sie mit mir hörten, sind längst zur ewigen Ruhe
eingegangen. Auch mein lieber Mann, Euer Großvater, ist heim-
gegangen, er hat die Glocke auch läuten hören, denn zum letzten
Mal läutete sie an dem Sylvester-Abend, an dem ich mich mit
Eurem Großvater verlobt habe.“

„Ei, wie interessant — — — wie romantisch!“

„Ja, das sagt Ihr wohl. Aber uns berührte der Ton der
Glocke doch sehr eigenthümlich, denn wir kannten seine Bedeutung.“

— Es war vor vielen, vielen Jahrhunderten, als ein Graf von
Altenstein den Thurm auf diesen Felsen baute. Er wollte den
Bau bis zum Schluß des Jahres vollenden, aber der Winter
legte früh und hart ein und die Arbeitsleute konnten die schweren
Steine den Berg nicht hinaufbringen. Da verschwor sich der Graf
er wollte den Thurm vollenden, und wenn er die Hälfte des Taafels
in Anspruch nehmen müsse. Und in der Nacht erschien dem Grafen
der Teufel und versprach ihm den Thurm fertigzustellen, wenn
der Graf keine Glocke, deren heiliger Ton dem Teufel verhaßt
war, auf dem Thurm errichten lassen wollte. Der Graf verschor
sich, daß niemals auf dem Thurm eine Glocke läuten sollte. Der
Thurm war fertig, aber als in der Sylvesternacht die Glocken der
Kirchen und Kapellen ringsum im Lande ihr frommes Geläut er-
schallen ließen, da fiel es dem Grafen schwer auf's Herz, daß auf
seinem Thurm keine Glocke hing. In der Neujahrnacht erschien
ihm Sankt Sylvester im Traum und deutete mit vorwurfsvoller
Miene zum schweigenden Thurm hinauf. Da bereute der Graf
sein dem Teufel gegebenes Versprechen und ließ einen Glockenstuhl
und eine Glocke auf dem Thurm errichten und als die Sylvester-
nacht wieder kam, da wollte er die Glocke zum ersten Male läuten
lassen, doch wie die Diener, auch an dem Strang zogen, kein Laut
erschallte, die Glocke war stumm. Und als der Graf selbst zum
Thurm hinaufstieg, da erschien ihm unter Blitz und Donner der
Teufel und schrie ihm entgegen: die Glocke wird nicht läuten, es
sei denn daß Dich ein Unglück trifft! — In Nebel und Rauch ver-
schwand der Böse, aber der Graf ergriff das Seil der Glocke und
betete inbrünstig und reuig zu Sankt Sylvester und mit einem
Male erklang die Glocke in weihedvollen Tönen, aber der Graf
selbst sank sterbend nieder. Sankt Sylvester streckte segnend die
Hand über ihn aus: Du hast Deine Schuld gebüßt — die Glocke
wird schweigen, damit Dein Schwur erfüllt wird, sie wird nur
reden in der letzten Stunde des Jahres, um ein glückliches Ereig-
niß für Dein Haus anzukündigen. Das sei Deine Strafe und Dein
Lohn zugleich! — Der Dämon verschwand und die Glocke tönte
fort, bis der Graf verschied. — Seitdem hat die Glocke ge-
schwiegen und nur in der letzten Stunde des Jahres ertönte sie,
wenn dem alten Hause Heil widerfahren.“

Die Gräfin schwieg und starrte auch die Kinder und En-
kelkinder da, seltsam berührt durch die Erzählung von der Syl-
vester-Glocke.

Da nahm die Frau von Altenstein, die Schwiegertochter
der alten Gräfin das Wort und sagte lächelnd:

„Sankt Sylvester hat wahrgesprochen, denn zum letzten Male
ertönte die Glocke als Du Dich mit Großpapa in der Sylvesternacht
verlobtest, Großmama — — — das war ein glückliches Ereigniß,
daß wir alle jetzt noch segnen.“

Der Bann war gebrochen und jubelnd umringten die Jun-
gen die alte, greise Großmutter.

„Zur Erinnerung an dieses frohe Sylvesterereigniß wollen
wir unsere Gläser leeren“, rief Graf Erich. „Ja, aber —“ fuhr
er erstaunt fort, „die Bowle ist ja noch leer? Wollte Heinricha
nicht dafür sorgen, daß sie wieder gefüllt würde? — Wo ist Hei-
richa. Ich sehe sie nicht“ — — —

„Und wo ist denn der Rittmeister?“ rief der Grafen jüngstes
Töchterchen, ein allerliebsteß Backfischchen mit blonden Zöpfen.

Da lächelte die Großmama wieder ihr geheimnißvolles Lächeln
und sagte: „Vielleicht wird es Euch die Sylvesterglocke mel-
den, wo die beiden stecken.“

Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen und selbst ihre sanft gerötheten Wangen erblaßten, als ein leiser metallischer Ton die Luft durchschwirrte und durchsummte, der sich immer mehr verstärkte, immer mehr anschwellte bis zum herrlichen, vollen, ruhigen Geläute einer großen Glocke.

„Die Sylvesterglocke!“

So kam es fragend und zerkend, bangend und spöttelnd, furchtsam und lachend über Aller Lippen und Alle sahen sich mit erstaunten Augen an und die Wangen der jungen Damen und Kinder erbleichten bei dem Klang der gespenstischen Glocke.

„Gebet Gott, daß ihr Geläute nur Glück und Heil, Freude und Friede für dieses Haus verkünde“, sprach die alte Gräfin feierlich und faltete fromm die Hände, mit geneigtem Haupt dasigend und den vollen Glockentönen lauschend.

„Wer hat sich diesen Scherz erlaubt?“ fragte der Graf streng die erregt in den Saal tretenden Diener.

„Hast Du nicht den Befehl gegeben, die alte Glocke zu läuten, Erich?“ fragte des Grafen Gemahlin erstaunt.

„Nein — ich habe an die Glocke überhaupt nicht gedacht . . . Müller“, wandte er sich an den alten Diener, „wissen Sie nicht, wer sich diesen Scherz gemacht hat?“

„Nein, Herr Graf — — — die Thüre, welche vom Korridor in den Thurm führt, ist festgeschlossen, wie ich mich überzeugt habe“ — — —

„Aber vorhin stand sie offen!“ rief das Kammermädchen. „Als ich vorüberging, hörte ich ein Flüstern hinter der Thür und sah eine weiße Gestalt. Ich blieb erschreckt stehen — da schlug die Thür plötzlich mit lautem Krach zu und ich lief rasch davon, denn mir wurde angst.“

„Dummes Zeug!“ schallt der Graf. „Wir wollen uns einmal überzeugen, wer sich diesen Spas erlaubt hat. Wer kommt mit?“

„Ich — ich auch — wir Alle!“

Und hinter dem Grafen drängte sich Jung und Alt, lachend und doch ängstliche Spannung auf den Gesichtern. Auch die Diener und Dienerrinnen folgten und nur die alte Gräfin blieb in ihrem Lehnstuhl am Ramin sitzen, schweigend lauschend dem vollen Geläute das noch immer machtvoll ertönte, daß es weit hin über den Hof des Schlosses hinausscholl in die sternklare Neujahrnacht.

Die Kutscher, Knechte, Mägde und Arbeitsleute sammelten sich auf dem Hof und blickten erstaunt und erschreckt zu dem Glockenstuhl des alten Thurmes empor, in dem sich die große Glocke langsam und feierlich hin und herbewegte und ihre ehernen Stimme erschallen ließ.

„Das bedeutet ein Unglück“, flüsterten die Mädchen.

„Nein, ein Glück!“ sagte der alte Alderzog, der schon dreißig Jahre auf der Herrschaft diente und die Sage von der Glocke kannte. „Wißt Ihr es nicht“, fuhr er fort, „daß in dem tiefen Keller des Thurmes eine große Spinne sitzt? Na, die Spinne hängt sich nun an das Seil der Glocke und kriecht daran auf und nieder, bis die Glocke in Schwingung versetzt ist — und die Spinne ist doch ein glückbringendes Geschöpf, das wißt Ihr Alle.“ — — —

Und die Glocke ertönte noch immer in tiefen, vollen Akkorden! Inzwischen war der Graf vor der Thür angelangt, welche von dem Hauptkorridor in den Thurm führte.

Die Thür war verschlossen, aber der Schlüssel steckte in dem alten, wunderbar geformten Schloß.

„Wer ist heute auf dem Thurm gewesen?“ forschte der Graf.

„Ich, Herr Graf“, entgegnete Müller, ein alter Angestellter des Hauses. „Ich habe die Uhr richtig gestellt . . .“

„Hast Du den Schlüssel stecken lassen?“

„Das kann wohl sein, Herr Graf — — — ich hatte so viel zu thun — — —“

„Nun gut — so wollen wir sehen, wer in dem Thurm steckt! Bringt Lichter her!“

Einige der Diener hoben die Armleuchter mit den Kerzen hoch empor. Der Graf schloß die Thür zum Thurm auf, das alte Schloß kreischte und ächzend drehte sich die schwere Eisenthür inden Angeln.

Ein kalter Luftstrom, der aus dem dunklen Thurm kam, löschte die Lichter aus.

„Laternen her!“ rief der Graf.

„Ich sehe die weiße Gestalt!“ rief Comteschen Lotte, der 15jährige Backfisch und alle jungen Dämchen schrien laut auf vor Schreck, aber rührten sich doch nicht von der Stelle, sondern reckten in scheuer Neugier die Hälschen, um das Gespenst zu sehen.

Wahrhaftig, da huschte etwas Weißes die Treppe hinunter, die zum Glockenstuhl hinaufführte, und slog auf den Grafen zu und schlang die Arme um seinen Nacken und schluchzte und lachte:

„Papa . . . lieber Papa — — —“

„Heinrika — du hier?“ fragte der Graf in maßlosem Erstaunen.

„Heinrika?! — 's ist Heinrika!“ rief der Chor lachend und jubelnd zurück. „Sie war's! — Aber die Glocke schweigt jetzt —“

Und wirklich nur noch einige ersterbende Töne ertlangen da oben im Glockenstuhl — dann ein Summen und Tönen — — ein leises Nachhallen und die ehernen Ringe der Glocke schwieg — —

„Wie kommst du hierher, Heinrika?“

Aber statt der Antwort schmiegte sich das junge Mädchen fester in die Arme ihres Papas und verbarg das Gesichtchen an seinem Herzen.

„Da kommt noch ein Gespenst die Treppe herunter!“ rief lachend ein junger Herr.

Goldene Schnüre und Knöpfe bligten in dem Schein der herbeigeholten Laternen auf und allgemeines „Ah!“ ertönte, als der Rittmeister von Welben in den Lichtkreis trat und sich lächelnd höflich verbeugte.

„Rittmeister von Welben?! Wie kommen Sie hierher? — Waren Sie es, der die Glocke läutete?“

„Ja, — Herr Graf — ich erlaubte mir —“, entgegnete der junge Offizier schelmisch lächelnd.

„Aber erklären Sie nur doch — — und Heinrika war auch da?“

„Allerdings, Herr Graf — verzeihen Sie uns — aber wir hatten uns etwas zu sagen, was Niemand zu hören brauchte —“

„Und da wählten Sie diesen Thurm?“

Dem Grafen wurde allmählich die Sache klar. Er lachte gemüthlich. Als er noch Oberst des Husarenregiments gewesen, in dem auch Herr von Welben stand, war dieser sein Adjutant gewesen. Er kannte und schätzte ihn hoch und lud ihn deshalb öfter auf Schloß Altenstein ein.

„Ja, Herr Graf“, entgegnete Welben. „Die Thür stand gerade offen — da traten wir hinein. Als aber eine naseweife Kammerjungfer ihr Köschchen hereinsteckte, um uns zu belauschen, schlug ich die Thür zu. Unglücklicherweise kann man die Thür von innen nicht öffnen — wir waren gefangen, Herr Graf, — mein Klopfen nützte nichts — man hörte mich nicht — die ganze Nacht konnten wir doch nicht in dem Thurm bleiben — da kam mir der Gedanke, die Glocke zu ziehen, um so die Befreier herbeizurufen. Und Sie sehen, Herr Graf, es hat geholfen!“

„Ja, Sie Schwerenöther“, rief lachend der Graf. „Das ganze Schloß haben Sie zusammengeläutet! Aber wissen Sie, was es bedeutet, wenn diese Glocke in der letzten Stunde des Jahres läutet?“

„Nein, Herr Graf.“

„Daß sich ein Brautpaar im Hause befindet — — aber ich sehe noch keines.“

„Dem Mangel kann abgeholfen werden, Herr Graf“, entgegnete der Rittmeister munter. „Ihre Fräulein Tochter hat mir eben gestanden, daß sie mich liebt — und so bitte ich um die Hand der Comtesse Heinrika —“

„Mädchen, ist das wahr?“ fragte der Graf mit weicher Stimme, die Hand auf den blonden Scheitel seines Töchterchens legend.

Und Heinrika nickte mit dem Köpfchen und schmiegte sich fester an den lieben guten Papa.

„Nun, so kommt zur Großmama“, rief der Graf mit bewegter Stimme, „daß sie Eure Liebe segne, an deren Verlobungstag die Sylvesterglocke zum letzten Mal erklingen.“ — —

Unter Lachen und Jubeln führte man das glückliche Brautpaar in den Saal zurück. Die Großmama streckte ihm mild lächelnd die Hände entgegen und als das glückliche Paar vor der Gräfin auf die Kniee sank und sich deren weisse, zitternde Hände segnend auf die Häupter der Glücklichen legten, da erklang die Sylvesterglocke in ernstesten feierlichen Tönen von Neuem — der alte Müller war zum Glockenstuhl emporgestiegen und ließ die Sylvesterglocke ertönen, daß ihr eherner Klang weit hinausdrang in die sternklare Neujahrnacht. —

Socken, Strümpfe

— erprobte haltbare Qualitäten — empfiehlt billigst

Friedr. Exner, Neugasse 14.



Nr. 1.

Donnerstag, den 1. Januar 1903.

18. Jahrgang

Zum Jahreswechsel.

Nun setzt Euch um den Sylvesterpunsch
Ihr lieben Leser alle,
Damit Euch beides: Nes' und Wunsch,
Im höchsten Maße gefalle.
Das Jahr ist kurz, das Jahr ist lang,
Se nach den Freuden und Plagen,
Da läßt sich über der Zeiten Gang
So Manches singen und sagen.

Zum ersten denn: Wie jedesmal,
Wenn man in's neue Jahr schlenbert,
So wird auch diesmal die Jahreszahl
— Doch nur am Schlusse — verändert
Es richtet sich der Lauf der Zeit
Nach Zahlen, wie wir sie schreiben.
Man sang schon in der Vergangenheit:
„Es kann ja nicht immer so bleiben.“

Gefungen wird, getrunken auch,
Wie auch der Zeitenstrom wand're.
Das ist nun einmal ein guter Brauch.
Doch die Trinker sind jedes Jahr and're,
Da drängt der eine den andern fort
Vom runden Stammtisch des Lebens,
Man sträube sich nicht mit Wort und Wort,
Es ist ja alles vergebens.

Die Nickel kommen und geh'n zurück
Und sind bald wieder entschwommen,
Doch siehe, das Doppelnickelstück
Wird nimmer mehr wieder kommen.
Und wenn Du 'nen ganzen Sack voll hast,
So magst Du ihn ruhig begraben:
Er macht Dir Kummer, er wird zur Last,
Denn Keiner will ihn mehr haben.

Was nun an Münzen wird hingerafft,
Macht Dich nicht ärmer an Schätzen,
Daneben wird Dir Wissenschaft
Etwas Ausfall ersetzen.
Dir blüht die neue Orthographie,
Nach ihr nun jage und ang'le
Und liebe, lerne und übe sie,
Damit nicht die Bildung Dir mang'le.

Und wenn Du etwa im neuen Jahr
Hinauf in der Steuer gesetzt wirst,
So werde Dir klar und offenbar,
Daß Du „nach Gebühr“ nur geschätzt wirst.
Macht irgend eine Bank bank-rott,
An der Dir kein Antheil bechieden,
So zürne nicht, nein, danke Gott
Und sei bescheiden-zufrieden.

Eins aber wünsch' ich von Herzensgrund
Den Lesern im weiten Kreise:
Bleibt mir an Seel' und Leib gesund
Und fröhlich in alter Weise!
Bewahrt mir auch im neuen Jahr
Die alte Freundschaft und Treue,
Ich will sie halten immerdar. —
So grüß' ich das Jahr, das neue! —

Wau Wau.

Nachdruck verboten.

Die Werbung.

Eine Neujahrsgeschichte von Georg Verlich.

Herr Walbemar Müller wachte am Neujahrsmorgen mit einer bitterbösen Laune auf.

Nicht daß er am Sylvesterabend zu viel des Guten gethan hätte, und nun unter der Stimmung litt, die männiglich mit dem Worte Nagenjammer bezeichnet wird — behüte! Herr Müller war kein Freund der Punschbowlen und sonstigen berausenden Getränke, die beim Jahreswechsel so beliebt sind, er war überhaupt kein Freund der maßlosen Fröhlichkeit, mit denen die sogenannte Kulturmenschheit das neue Jahr zu begrüßen pflegt.

Während die verehrten Mitmenschen sich im Verwandten- und Bekanntenkreise zutranken und zuprosten oder auf der Straße im dichten Gewühl ihr Vergnügen fanden, saß er still zwischen seinen vier Wänden, schlürfte die üblichen zwei Glas Grog, die er sonst in der Stammtneipe zu sich nahm, ganz mutterseelenallein und noch vor Mitternacht legte er sich in die Kissen, mit ironischem Bedauern an die Tausende denkend, die morgen mit bleischwerem Kopf die Sylvestertollheit verwünschen würden.

Er war klüger! Freilich hatte er es viele Jahre nicht besser getrieben als die unvernünftige Menge, die aus keiner Erfahrung eine Lehre zog. Aber jetzt war er auch um so konsequenter.

Nesse Alfred hatte sich die redlichste Mühe gegeben, um ihn zu bewegen, den Abend bei Rechnungsraths mitzuverleben.

„Ich habe heute wieder den Rath auf der Straße getroffen“, berichtete er, „und nochmals läßt er dich bitten, sein Gast zu sein.“

Er verbürgt einen gemüthlichen Abend. Deinen Grog sollst du haben wie hier oder in der Kneipe und — —

„Daß man gut sein“, unterbrach der Onkel die langathmige Einladung. „Dem Herrn Rath meinen schönsten Dank, aber seine Sylvesterorgie mache ich nicht mit. Uebrigens kennt er meine Prinzipien und weiß, daß ich mich davon nicht abbringen lasse.“

„Prinzipien!“ grollte Alfred. „Am Sylvester kannst du diese strapazierten Sachen schon mal in die Kommode legen. Morgen darfst du sie wieder herausnehmen und dich damit schmücken.“

Nun fuhr aber Herr Müller auf und verbat sich solche ungebührliche Bemerkungen. Ein Leichtfuß wie der Herr Neffe habe allerdings keine Grundsätze. Der laufe ins Blaue hinein, habe vom Ernst des Lebens keine Ahnung, lasse seine Schulden vom Onkel bezahlen und bilde sich ein, das werde bis ans Ende seiner Tage so bleiben. Das werde es aber nicht und wenn schließlich die Prinzipien kämen, sei es zu spät.

Diesen kräftigen Räffel wollte wieder der junge Mann nicht auf sich sitzen lassen. Grundsätze, so erklärte er, habe er ebenfalls, aber gottlob seien sie anderer Art als die des Onkels. Was dieser unausrottbaren Leichtsinn schelte, sei nur gesunde Lebensfreude und sie werde ihm keine grämliche Kritik verkümmern. Und was das Schuldenzahlen anlange, so sei es sechs Monate her, daß sein verehrter Herr Vatersbruder für ihn die letzte Schneiberrechnung beglichen habe. Seitdem Sorge er für sich selbst, nur daß ihm der Onkel in seinem Hause ein schlecht möblirtes Zimmer als Freiwohnung einräume.

Der Onkel hatte als der Ältere das letzte Wort behalten wollen und im Unfrieden war man auseinandergegangen.

Morgens um vier Uhr war Herr Waldemar Müller aus holhem Schlummer unsanft aufgeschreckt worden. Unter entsetzlichem Gepolter hatte sich etwas die Treppe hinaufbewegt. Er hatte erst an Einbrecher und sogar an Geister gestreut, aber plötzlich vernahm er die zu freischender Höhe gesteigerte Stimme des hoffnungsvollen Neffen, wie sie „Freut Euch des Lebens“ durch das nachtsille Haus schmetterte. Ein halbes Duzend Tonarten schien für diese unzeitgemäße Gesangsprobe noch nicht genug zu sein, Dar und Woll bildeten ein schauererregendes Durcheinander. Dann flog als stimmungsvoller Abschluß mit gewaltigem Krach die Thür ins Schloß, noch ein endloses Gepolter, und erst gegen fünf Uhr stellte sich auch im Zimmer des liebwürthen Neffen und angenehmen Freiwohners wohlthuende Ruhe ein.

Der alte Herr hatte ein paar Mal aufspringen wollen, um gegen diese brutalen Rücksichtslosigkeiten einzuschreiten. Aber der stark illuminirte Würde ihn wohl überschrien oder einfach ausgelacht haben und der Skandal wäre voraussichtlich noch ärger geworden.

Also die Abrechnung bis auf Neujahrsmorgen verschieben. Dann sollte sie gründlich vollzogen werden.

Mit finsterner Miene hatte Herr Müller seinen Morgenkaffee getrunken, nun wickelte er sich fester in seinen Schlafrock, setzte die Mütze auf und stieg die Treppe zum Zimmer Alfreds empor.

Da die Thür nicht verschlossen war, so konnte er ungehindert eintreten.

Ein Blick überzeugte ihn, daß die Ursache seines Verdrusses noch im festen Schlafe lag, aber er war nicht gewillt, jetzt noch Rücksichten zu üben.

Als das Bett tretend, schrie er dem Schlummernden ein höhnisches „Prosit Neujahr“ ins Ohr und als der dadurch Ermunterte sich voll Verwunderung aufrichtete, bekam er ohne weitere schonende Vorbereitung die in der schlaflosen Zeit von vier bis fünf Uhr früh in Gedanken sorgfältig ausgearbeitete Strafpredigt zu hören.

Sie war erschöpfend und deutlich, aber der, den sie anging, störte sie durch keinen Zwischenruf und verrieth durch keine Geberde, daß sich der Geist des Widerspruchs in ihm regte.

Er wartete geduldig, bis eine längere Pause verrieth, daß der Onkel vorläufig nichts mehr zu sagen habe und begann dann seinerseits:

„Du hast ganz recht, ich bin ein — — na, um es milde auszudrücken, unangenehmes Individuum und ich halte es auch für gerechtfertigt, daß du mir quasi die Thür zeigst. Nur hättest du mir das alles, unbeschadet seiner Wirkung, ebensoviel ein paar Stunden später eröffnen können. Du bringst mich durch dein ungestümes Vorgehen um einen höchst feierlichen Moment“. Und als der Onkel die Stirn runzelte: „Glaube nicht, daß ich wieder einen frivolen Scherz beabsichtige! Meiner animirten Stimmung in letzter Nacht lag eine ganz ungewöhnliche Veranlassung zu Grunde und ich würde nicht veräumt haben, sie dir nachher in angemessener Form mitzutheilen. Nun magst du schon in dieser profanen Situation davon Kenntniß nehmen. Also — passe auf — ich habe mich verlobt! Bitte, setz dich dort auf jenen Stuhl!“

Da Herr Müller eine schwankende Bewegung machte, so war die freundliche Aufforderung angebracht. Aber schon fuhr der junge Mann fort:

„Du kennst doch Rechnungsraths Else, die blonde Else — — die ist es! Gestern Abend, nach der dritten Bowle haben wir uns den Verlobungskuß gegeben — in einer Fensternische. Soll ich's dir eingehend schildern? Nein? Na, es war kolossal nett. So diskret, so geheimnißvoll! Keiner hat was gemerkt, keiner. Heute Vormittag hole ich mir den elterlichen Segen. Wird eine riesige Ueberraschung werden — das heißt, Else will 'n bißchen vorarbeiten. Erste Schwierigkeiten wird's ja nicht geben.“

Hier konnte Müller senior nicht länger an sich halten. Er lachte mit verlegendem Sarkasmus.

„Wenn du kommst, ist selbstverständlich jeder hoch beglückt. Solch ein Idealismus! Deine Bescheidenheit nimmt mich aber eigentlich Wunder. Ich glaubte immer, unter einer Reichsgräfin oder einer Dollarprinzessin würdest du's nicht thun. Und nun eine einfache Rechnungsrathstochter! Wer wird denn da die nöthigen Reichsmärker beisteuern? Rechnungsrath Hoff hat nur sein bescheidenes Einkommen und bei einer leidlichen Aussteuer wird's sein Bewenden haben. Was du verdienst, reicht nicht einmal für deine eigene Person. Soll ich nun vielleicht deinen Familienetat bestreiten helfen? Mach dir keine Illusionen! Du hast mich bei der Wahl deiner Zukünftigen nicht gefragt, ich nehme auch nicht das geringste Interesse an dem weiteren Verlauf der Sache.“

„Onkel!“ Aber der Alte beachtete den gereizten Zwischenruf nicht.

„Mein Gewissen könnte mich nur allenfalls dazu treiben, dafür zu sorgen, daß aus der Verbindung nichts wird. Das Mädel thut mir leid und die Eltern noch mehr, denn du wirst den braven Leuten Kummer verursachen wie mir. Da hast du meine Meinung!“

Alfred rollte die Augen und schlug mit beiden Fäusten auf die Bettdecke.

„Ich soll wohl so ein alter verkümmelter Junggeselle werden wie du?“ larmte er. „Immer auf die Pfennige achten und eine Sammlung von Staatspapieren anlegen? Lieber will ich arbeiten wie ein Aldergaul, lieber will ich am lebendigen Leibe verhungern. Du hast ja kein Gemüth. Du gönnst mir mein Glück nicht. Aber mit oder ohne deine Genehmigung: Else wird meine Frau! Sie will alles mit mir theilen, hat sie mir geschworen, alles!“

„Das genügt“, erklärte Herr Müller, trocken, sich zum Gehen wendend. „Der Herr Rath und Frau Gemahlin werden's sich ohne Zweifel auch genügen lassen.“

Er stand schon auf der Schwelle.

„Aber vom Verlobungsfrühstück wirst du dich doch nicht anschließen?“

Der hartherzige Onkel glaubte falsch verstanden zu haben.

„Verlobungsfrühstück?“

„Else wollte ein Couvert für dich mit auflegen.“

„Das habt Ihr auch schon in der Fensternische verabredet? Und wenn nun der Papa „nein“ sagt?“

„Der ist nicht so grausam wie gewisse Leute.“

„So laß die gewissen Leute nur gleich von vornherein aus dem Spiel. Meine Gratulation schide ich dir schriftlich. Adieu!“

Alfred war allein. Niemand löschte mehr dem Monologe, der bereit über seine Lipen floss, niemand war es vergönnt, zu beobachten, in welcher eigenartigen Auffassung er die Wollte des rasenden Roland spielte.

Nach dieser wirklich hervorragenden Leistung warf er sich mit dem Ausdruck unbegleiteter Entschlossenheit in seinen Frackanzug, um den entscheidenden Gang zu der Wohnung der Familie Hoff anzutreten.

Inzwischen hatte auch Onkel Müller ein Selbstgespräch geführt, aber unhörbar leise. Tragische Konflikte konnten es nicht sein, die ihn beschäftigten, denn er lächelte mehrmals vor sich hin, und als er geraume Zeit vor dem Neffen das Haus verließ, blickte er stillvergnügt in den Neujahrstag hinein, und wenn ihm ein Bekannter zum Jahresbeginn Glück wünschte, so dankte er mit gewinnender Liebenswürdigkeit. — —

Alfred war enttäuscht, daß ihn Else nicht empfing, als er in gehobener Bräutigamsstimmung an der Thür ihres elterlichen Heims Einlaß begehrte. Sie hatte ihm doch wenigstens vom Fenster aus ein freundliches Zeichen geben können. Aber sie blieb ansichtbar. Wie üblich öffnete das Dienstmädchen und führte den frühen Besucher sogleich in den Salon.

Hier blieb er ein Weilchen allein sitzen, bis der Herr des Hauses erschien und den Gast mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte. Der joviale Rechnungsrath erkundigte sich mit scherzhaften Worten nach den Wirkungen des Sylvesterpunches und sprach dann von diesem und jenem, so daß der junge Mann vergeblich

nach einem passenden Anknüpfungspunkt für seine Werbung suchte.

Endlich glaubte er ihn gefunden zu haben und in wohlgehefter Rede bat er um Fräulein Elsen's Hand, die für ihn das Glück seines Lebens bedeute.

Werkwürdig, daß der Rath so apathisch zuhörte, daß er gar nicht erstaunt that und noch weniger in freudiger Nahrung aufwallte.

Ganz aus der Fassung brachte ihn aber die Entgegnung des Waters seiner Angebeteten.

Indem er sich gemächlich den Bart strich, meinte Herr Hoff nämlich:

„Sie gaben mir soeben die Versicherung meine Bowlen seien Ihnen ausgezeichnet bekommen Sie hätten effektiv nichts verspürt. Seien Sie ehrlich! Ich will Ihnen nicht zu nahe treten aber um Mitternacht herum waren Sie doch, was der Engländer sehr trollich tipst nennt. Es bedarf keiner Entschuldigung, wir waren ja alle mehr oder weniger tipst. Ich muß die Thatsache bei Ihnen nur deshalb feststellen, weil sie mir als Erklärung für die Wahrnehmung galt, daß Sie bald nach dem Austausch der Gratulationen in einer Fensterbank einer jungen Dame allerlei Artigkeiten sagten. Daß diese Dame meine Tochter war, hielt ich für einen Zufall und grollte Ihnen nicht. Meine Else hat's Ihnen ebensovienig nachgetragen, denn heute beim Kaffee plauderte sie äußerst vergnügt über die kleine Scene und nannte sie wiederholt ihren „schmachtenden Mitter“. Aber mißfällt Ihnen das Wort vielleicht?“

Alfred's Gesicht war erschreckend in die Länge gegangen.

„Was sieht Sie nun an, bester Freund, daß Sie diesen harmlosen Sylvesterscherz zu einem ehelichen Drama, am Ende gar zu einer Tragödie gestalten wollen? Da kommen Sie im Frack und weißer Halsbinde und wünschen mein Schwiegersohn zu werden? Ist das nicht unbesonnen? Ist das nicht geradezu verzweigen?“

„Es ist mein heiliger Ernst!“ betheuerte der andere.

„Eben weil es Ihr Ernst zu sein scheint, glaube ich, daß meine Bowlen doch nicht so vortrefflich waren als Sie vorhin behaupteten.“

„Herr Rechnungsrath!“

Alfred erhob sich in gemessener Haltung.

„Mein Antrag war der eines ehrlichen Mannes, der sich der Tragweite seiner Handlungen bewußt ist“ — er sagte es mit schönem männlichen Stolz. „Ihr Fräulein Tochter hat sich lustig über mich gemacht, Sie verspotten mich. Ich muß beides hinnehmen, wenn auch mit schwerem Herzen. Empfehlen Sie mich Ihrer Familie. Ich habe die Ehre.“

„Warum gleich so kurz angebunden?“ meinte der Rechnungsrath gutmüthig und legte dem Gebräuteten die Hand auf die Schulter. „Ich will Ihnen einen Kompromiß vorschlagen: Ehe wir beide weiter über den Fall reden, will ich Ihren Onkel um seine Meinung bitten. Er ist Ihr nächster Blutsverwandter —“

Alfred war noch bleicher geworden. Der Reulenschläge waren zu viele.

„Geben Sie sich keine Mühe“, antwortete er so fest als möglich. „Mit meinem Onkel habe ich bereits gesprochen; er steht ganz auf Ihrem Standpunkt.“

„Ja dann —“ Herr Hoff machte eine bedauernde Geste. „Das thut mir leid — aufrichtig leid!“

Der verunglückte Freierrmann hatte schon die Thürklinte ergriffen.

„Kommen Sie doch diesen Weg!“

Und der Rechnungsrath schob den jungen Herrn sanft auf eine andere Thür zu und öffnete diese rasch.

In demselben Augenblick stand Alfred wie eine Wilsäule.

Er blickte starr geradeaus, in das behagliche Wohnzimmer. Dort saßen am festlich gedeckten Tisch drei Personen: die Frau Rechnungsrath, Fräulein Else und Herr Waldemar Müller.

Man mochte sich das Wort gegeben haben, den Eintretenden nicht gleich beachten zu wollen, aber beim Anblick des Geliebten vergaß Blondelle diesen Voratz.

Mit einem Freudenschrei eilte sie dem Eintretenden entgegen, der sie stürmisch in seine Arme schloß.

Onkel Müller schien diese Eile nicht zu billigen, aber er sagte doch in bester Laune zu dem Neffen:

„Siehst Du, — ganz so glatt, wie Du meinst, ist es nicht gegangen, Herr Oberhinaus. Offenlich hat unser Rath Dich ordentlich schwichen lassen. Ja, schau mich nur an! Möchtest wohl wissen, was ich hier zu schaffen habe? Die Einladung zum Verlobungsfrühstück hat mir keine Ruhe gelassen. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen, wie den Sylvesterpunsch, der so Großes bei Dir bewirkt hat. Und nun laßt uns keine Zeit verlieren! Nun soll uns ein anderer Tropfen schmecken! Der erste im neuen Jahr!“

Beim Sylvesterpunsch.

Schah, ich meine ganz so klar
Ist er nicht, wie vor'ges Jahr,
Auch vielleicht nicht ganz so würzig:
Doch 's mag sein, die Zunge irrt sich . . .
Spricht der „Schah“ nicht sehr erbaut:
„Hab' ihn ebenso gebrant;
Aber für das Anders f i c h m e d e n
Will ich Dir den Grund entdecken:
Zwischen damals, Mann, und heute
Wurden wir in — Eheleute!“

(Dorfbarbier.)

Rhabarberlied.

Eugen Richter hat die Enthüllung gemacht, daß die Socialdemokraten durch beständiges Sprechen des Wortes „Rhabarber“ künstlich die „Unruhe“ hervorbringen, welche manchen Redner unverständlich macht. Sie haben dies den Meinungen abgelautet.

Was murmeln die auf dem „Berge“ dort?
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Es summt und hummt in einem fort:
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Gewaltiges Tosen erfüllet das Haus,
Doch manchmal hört man ein Wörtchen heraus:
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!

Es redet der Bachem, der Kröcher, der Spahn,
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Und noch viele andere kommen daran —
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Doch was sie reden man hört es kaum,
Man hört nur eins im weiten Raum:
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!

Unk' zürnend erhebt sich der grimme Eugen:
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Kann gegen das Lärmen denn nichts geschehn?
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!
Nur eins hilft gegen die Obstruktion —
Das ist . . . Da tönt's ihm entgegen wie Hohn:
Rhabarber! Rhabarber! Rhabarber!

Das Weib der Zukunft.

Auf zum Kampf, ihr thatenmuth'gen Schwestern!
Brecht das Joch der Männerthrannei!
Schönen Vorurtheils Leibeigne gestern,
Seid ihr Menschen morgen, seid ihr frei!

Beim Gefreiß der tristen Kaffeemühle,
Bei des Strickstrumpfs ellem Klipp und Klapp
Sterben unsres Busens Hochgefühle,
Ach, im hart'sten Frühlingskeime ab!

Nicht an Windeln mehr und Kinderwäsche
Seht das Weib des Lebens beste Kraft;
In Kanonenstiefeln und Pelische
Stürmen wir die Burg der Wissenschaft.

Werft in Echerben eure Küchentöpfe!
Senkt ins Meer die Nabel und den Zwirn!
Seid der Neuzeit würdige Geschöpfe
Und verfocht und vernäht nicht mehr das Hirn!

Du, erhab'ner Dienst der keuschen Musen,
Bist des Weibes einziger Beruf;
Angestum in meinem Mädchenbusen
Scharret des Pegasus Feuerhuf.

Leinwand, Pinsel, Maltstock her, Palettel
Mich ergreift des Genius süße Wuth;
Ja, mit jedem Makart um die Wette
Sprüht mein Pinsel Licht- und Farbengluth.

Meiner innern Töne Waberlohe
Heischt Klavier energisch um Klavier;
Polyhymnia, du Sehre, Hohe,
Einen „Blüthner“ opfr' ich jährlich dir!

Gew'gen Krieg dem Mann'sphilistertume;
Schwört es, Schwestern, schwört's auf dies Papier.
Reicht den vollen Humpen! — Meine Blume
Komm' ich Freiheit, auf's Specielle dir!

Die Kollegen.

Der Rath hat eine Raß' ertappt,
Die hatt' ein Amselchen erschnappt.
Er sah sie nach einem Steden schnell
Und gerbte ihr tüchtig durch das Fell.
„Ich bin, du Scheusal merk' dir's fein,
Vorstand vom B o g e l schubverein!“

„Ei“, ruft das Käpelin, „in der That,
Dann sind Kollegen wir, Herr Rath.
Ich hab' das Scheusal just ertappt,
Als sie 'nen Regenwurm erschnappt.
Und jede Raß', ob groß ob klein,
Gehört zum W ü r m e r schubve. in!“



Ein empörter Journalist.

Der Herausgeber einer Zeitung in einer neu angelegten Stadt, welche an der Texas- und Pacific-Eisenbahn liegt, machte jüngst seinem empörten Herzen in folgender Weise Luft: „Es ist dies das letzte Mal, daß wir die Veräumnis der Züge der Texas- und Pacific-Eisenbahn, an unserer Stadt anzuhalten, rügen. Die alte Entschuldigung der Kondukteure, daß sie unsere Stadt Elitsville nicht erkennen würden, selbst wenn sie dieselbe suchten, erscheint in ihrer ganzen Unhaltbarkeit, wenn wir daran erinnern, daß wir heute Morgen eigenhändig einen hellangestrichenen großen Pfahl neben dem Geleise eingruben, den der Lokomotivführer auf mindestens eine halbe Meile Entfernung sehen muß. Heute Abend werden wir eine große Stalllaterne an den Pfahl hängen. Wenn der Nacht-Expresszug dieses Signal wieder unbeachtet läßt, so wird das Volk von Amerika erfahren, mit welcher Niedertracht und Tücke das feige und gierige Monopol gegen das Aufblühen einer Metropole kämpft, welche durch ihre Lage bestimmt ist, die Königin des Westens zu werden.“

Weibliche Schlaueit.

„Weshalb eigentlich zanken Sie sich so oft mit Ihrem Manne?“ — „Weil er mir jedesmal nach einem Pant ein Geschenk mitbringt, um Frieden zu stiften.“

Guter Rat.

Wenn man auf ein Dampfschiff kommt und findet alle Deckplätze besetzt, so bleibe man längere Zeit ruhig stehen und rufe dann plötzlich: „Mann über Bord!“ Sofort eilen wenigstens alle Damen nach der Reeling. Diese Methode ist zwar nicht sehr fein, aber erfolgreich.

Annoncenstil.

Für den Vertrieb von Oelen und Lacken werden Provisions-Reisende gesucht. Letztere sind im trockenen Zustande glänzend und hart wie Glas, zerspringen nicht, kriegen keine Risse und sind in dem Handel in Flaschen und Krufen auf dem Bauche mit unserer Firma versehen.

Unüberlegt.

„Es gibt Hunde“, hieß es in einer Klubunterhaltung, „die mehr Menschenverstand haben, als ihre Herren selbst.“ — „Ja, ja“, sagt der junge Baron von Witzhausen, „ich hatte selber einmal einen solchen.“

Ein Frauenkenner.

Ein junger Baron machte jüngst mit seiner Braut den ersten Besuch bei seinem blinden Oheim. „Die junge Person hat sehr schöne Zähne“, sagte der alte Herr, als das Brautpaar sich empfohlen hatte. — „Woher wissen Sie das?“ fragte erstaunt ein anwesender Freund. — „Sie lacht fortwährend.“

Mit gleichem Maß gemessen.

Eine Dame verlor auf einem Ballo ihren goldenen Zahn. Noch während des Balles wurde dies bekannt gemacht und der Funder gebeten, den Zahn an die Eigentümerin zurückzugeben. Ein lustiger Herr sandte anderen Tages der Fürstin einen Pferdehahn mit der Frage, ob dies der verlorene Zahn sei, den er gestern auf dem Ballo gefunden habe. „Sagen Sie dem Herrn“, sagte die Dame dem Boten, „ich bedaure sehr, daß er sich meinerwegen einen so kräftigen Zahn ausgerissen habe.“

Kompliment.

Fräulein: „Wenn ich gewollt hätte, könnte ich jetzt schon fünf Jahre verheiratet sein!“ — Herr (eifrig): „Länger, mein Fräulein!“

Unter Künstlern.

„Eine merkwürdig schnörkelhafte Schrift dies: nicht wahr!“ — „Ist auch ein Schlangemensch, der den Brief geschrieben hat!“

Im Restaurant.

Gast (höflich): „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, ist bei Ihnen vielleicht noch ein Plätzchen frei?“ — Fräulein (verschämt): „O ja — wenn Sie ernstliche Absichten haben!“

Der Gipfel der Galanterie.

Bei einem Ballfest fand ein Herr ein auf dem Fußboden liegendes Strumpfband. Er nahm es auf, näherte sich einer Gruppe von Damen und fragte: „Welche von den Damen hat hier ihren Taillengürtel verloren?“

Auch ein Mittel, wie man reich werden kann.

„Lieber Herr“, sagte ein schäbig gekleideter Kerl zu einem jungen unerfahrenen Manne, „möchten Sie wissen, wie man zu riesigen Reichtümern gelangen kann? Ich kenne das Mittel, doch verhindern mich besondere Umstände, es zu benutzen.“ — „Nun, und welches wäre das?“ antwortete der Angesprochene, jenem einen Fünfsziger in die Hand drückend. — „O“, erklärte der Andere, „Sie brauchen nur — recht viel Geld zu verdienen und es dann zu behalten, da wird's schon gehen!“

Barthsühnd.

Richter (zu einem noch leugnenden Diebe): „Wenn Sie sich nicht in strafbarer Absicht in jene Wohnung geschlichen hatten, warum gingen Sie dann nur in Strümpfen?“ — Angeklagter: „Ach, Herr Gerichtshof, ich hatte erfahren, daß jemand in der Familie krank lag!“

Darum.

Doktor: „Haben Sie eine Ahnung, wie sich Ihre Gattin so arg erkältet haben mag?“ — Chemann: „Ich glaube, daran wird ihr Mantel schuld gewesen sein.“ — Doktor: „Aha, der war wohl zu dünn?“ — Chemann: „Das nicht, doch er stammte schon aus dem vorigen Winter, und da wollte sie ihn nicht tragen!“